Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 3 (1938-1939)
Heft: 1

Artikel: Mys Baselbieterdütsch
Autor: Weber, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859541

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mys Baselbieterdütsch. Von H. Weber, Waldenburg.

Baselbieterdütsch, ja gibt es denn das überhaupt? Redet nicht jeder Bezirk, jedes Tal, ja jede Ortschaft ihre besondere, durch irgend etwas gekennzeichnete Sprache? Ja, so ist's, und auch jeder Stand hat seinen ganz bestimmten Sprachschatz. Darum habe ich auch extra die Ueberschrift hingesetzt: «Mys Baselbieterdütsch». Von der Sprache möchte ich reden, die ich als Knabe von meinen Eltern lernte, und wenn die vielleicht etwas anders tönt, welche Du, lieber Leser, sprichst, so ist das gar nicht schlimm, wenn sie nur zur Heimat passt; denn diese hat ja auch ihre vielgestaltigen Täler und Höhen, und doch bilden sie alle zusammen das einzige, heimelige Baselbiet.

Wer, wie ich, vor etwa 40 Jahren in Hemmiken, einer Gemeinde des Oberbaselbiets, und dazu noch auf einem Bauernhof aufwuchs, hatte seither Gelegenheit, eine Wandlung in der Mundart festzustellen, die den übrigen Wandlungen in dieser Zeit parallel ging. Vergegenwärtigen wir uns das Leben auf einem solchen Hofe in den Neunzigerjahren des letzten Jahrhunderts. Damals lebte man dort für sich sein eigenes Leben: Haus, Scheune und Stall, Acker, Wiese, Wald und Reben waren die Objekte, mit denen man sich beschäftigte. Daneben las man in einer Zeitung, die in der Woche zwei- oder dreimal erschien, die «neusten Nachrichten» und kommentierte sie, und am Sonntag ging abwechselnd jemand in das eine starke halbe Stunde entfernte Gotteshaus.

Einfach war das Haus, in dem man sich von des Tages Arbeit erholte: In den Stuben bestand der Boden aus breiten Tannenbrettern, die von Zeit zu Zeit gescheuert wurden. An der Balkendecke hing die Petrollampe, die mit kostbarem «Betrollium» gefüllt, «um des Lichts gesell'ge Flamme» die Hausbewohner sammelte. In der Ecke stand der anspruchsvolle Backofen mit den grüngetupften Kacheln, und daneben thronte das Wahrzeichen eines echten Baselbieter Bauernhauses, die doppelte «Chouscht», die das Kanapee ersetzte und trotz ihrer Härte ein sehr begehrter Ort war, vor allem im Winter. Im Zythüsli tickte gemütlich das Schwarzwälderzyt und blickte mit seinem rosenbemalten Zifferblatt immer gleich mild auf die Menschen hernieder, die unter ihm kamen und gingen.

Im Hausgang und in der Küche war der Boden aus dem Hemmiker Sandstein, der ganz in der Nähe in einem Steinbruch gewonnen wurde. Sah man genauer hin, so waren über der Haustüre, in der Chouscht und anderswo noch die Namen derjenigen verewigt, die einmal aus dem Steinbruch heraufgestiegen waren, um sich hier oben am sonnenbeschienenen Hang ein Heim zu gründen. Es muss ein besonderer Schlag gewesen sein, jener Steinhauerschlag, der aus dem Boden die gewaltigen Sandsteinblöcke ans Tageslicht hob und sie kunstgerecht bearbeitete, wonach sie in die Umgebung, aber auch bis nach Basel transportiert wurden, bis die moderne Bauweise: Beton und Kunststein, aber auch das eindringende Wasser, die Männer vertrieben und brotlos machten. Gerne stöberten wir Buben in den Schutthaufen herum, auf denen heute hohe Tannen stehen. Damals konnte man noch das Glück haben, Steine zu finden, die merkwürdige Spuren einer untergegangenen Pflanzenwelt aufwiesen. Doch kehren wir von diesem Abstecher in die Küche zurück, die vollständig schwarz war, schwarz wie die Nacht. Die Decke war aus Holz, noch nicht aus Gips, und in der

«Chemischos» hing duftender, pechschwarzer Speck. In einer Ecke stand auf einem Gestell das Wasserständli mit der «Gatze»; denn das köstliche Nass musste aus einem Brunnen in die Küche getragen werden und wurde sorgsam gehütet, war doch das Wassertragen eine schwere Arbeit. Aber das «gstandnig» Wasser hielt man für gesunder als dasjenige, welches aus der Röhre floss, und wenn wir im Winter Durst hatten, durften wir erst aus der Gatze trinken, nachdem die Mutter vorsorglich noch eine «Gluet» aus dem Feuerherd darin versenkt hatte.

Beim «Füröfeli» brannte auf einem gedrechselten «Liechtstock» das «Aempeli», das nur ganz in der Nähe Helligkeit spendete und meistens russte. Etwa zweimal im Jahr wurde in der «Chuchi» der gewaltige «Buchbockte» aufgestellt, eine Menge Wäsche hineingelegt, ein mächtiges Leintuch darüber gespannt und über das Ganze Aschenlauge gegossen. Damit begann die «Buchi». Im «Buchchessi», worin bei der «Metzgete» Würste und «'s Ungschlächt» gekocht wurden, kochte man jetzt Wasser für die Wäsche, die man im «Rolli» «rollte» und endlich ins Freie hängte. Die ganze Arbeit nahm eine Woche in Anspruch und wurde oft unter dem Beistand von «Buchiwybere» besorgt, die gewaltig viel assen und tranken. Da ging es dem Wein und den «Ankehäfe» schlecht.

Alle acht Tage wurde gebacken. Am Vorabend hatte die Mutter «d'Hebi gmacht», am Morgen knetete sie, und klebte das «Zaiche» an die Wand der «Muelte». Bis dorthin sollte der Teig «habe». Vor dem Brot wurde «Waje» im Ofen gebacken, wie dies Breitenstein im «Vreneli us der Bluemmatt» beschrieb:

Nämlig am einten Ort, do hei si bachen und hei grad Waje gmacht
in der Chuchi; d'Frau het se gmacht uffim Würkbritt,
Druf se ganz dünn bis an Rand vom Schüssel verzogen und's Teigli
Drüber gstriche, 's isch zart vom e Chindepäppli und Eile
Agrüehrt gsi, und der Ma het flissig die Wajen in Ofen
Ine gschürkt und se bache; 's het wäger lustig e Vorfür
Glället im Ofeloch, ass d'Hitz nit het chönne verfliege.

In «de Chammere» ruhte man abends von des Tages Last in Betten auf Strohsäcken aus. An den Deckbetten waren «Zieche» aus «Chöltsch», und man lag auf «Lylache», die sehr rauh waren. Die Wände der «Chammere» waren nicht tapeziert und nicht gestrichen, sondern rauh und uneben. Dafür durfte man sie auch nach Herzenslust beschreiben und bemalen, und mit einiger Phantasie entstanden vor unsern Augen Berge und Täler, Flüsse und Seen, ganze Landkarten. Zusammen mit den Menschen ruhten über den grössten Teil des Jahres die Herdenglocken in einer Kammer von ihrer Arbeit aus, die sie im Herbst zu leisten hatten, wenn sie das Vieh auf die Weide begleiteten, und in einer andern standen Tröge, worin herrlich braune Apfel- und Birnschnitze ruhten, bis sie ihrem Bestimmungsort zugeführt wurden.

Ueber dem Wohnraum dehnte sich unter dem Dach «d'Schütti» aus, die alte und die neue. Hier wurde nach dem Dreschen das Getreide ausgeschüttet, und in einer Ecke erhob sich das «Rauchhüsli», das den Speck zum Räuchern aufnahm. Auf jener war es immer geheimnisvoll dunkel, und es standen merkwürdige Dinge herum, die wir Kinder schon nicht mehr verstanden: Spinnräder, die wir ab und zu

in Bewegung setzten, haspelartige Gebilde und merkwürdige, vierbeinige, wurmstichige Gestelle, die von der Mutter «Rätsche» genannt wurden. Ja, und da befand sich 100 Schritte vom Hause entfernt das Rätschhüsli neben dem Rebenstück. Da dachte ich mir, dort hätten früher die Frauen «gerätscht», während sie es heute in den Dörfern zu tun pflegten. Aber die Mutter belehrte mich, dass dort Hanf «gerätscht», d. h. eben in den merkwürdigen Gestellen weich geschlagen wurde. Dabei hätte man feuern müssen, und deshalb wären die Häuschen abseits errichtet worden. Sie zeigte mir auch ein stachliges Ungetüm, die «Hächle», durch welche der Hanf gezogen worden sei. Die guten Bestandteile, die diese Prozedur überstanden, hiess man «Ryschte», und daraus wurden schliesslich die soliden «Lylache», Leintücher gewoben, die fast nicht umzubringen waren. Heute weiss ich, dass zwar das alte «Rätsche» und «Durehächle» im Baselbiet nicht mehr üblich sind, wohl aber die modernen Tätigkeiten, die unter demselben Namen gehen und die den Betroffenen nicht weniger «hernehmen» als die früheren.

Jetzt ist alles anders geworden: Telephon und Radio sorgen auch in meiner Heimat für Verbindung mit der Aussenwelt. «Me ghört e Sändig us däm und däm Studio», der «Lutsprächer» vermittelt wirklich «die neuschte Nohrichte, Hörspiel und Kunzärt bis zum modärnschte Jazz». Me «spricht» jetz, me «sait» nümm. Der Stubenboden ist ein Parkettboden, man hat Inlaid und Linoleum, man kennt keine «Chammere» mehr, sondern «Zimmer», in den Betten «sy Azüg us Damascht, Under- und Obermadratze, nümm Strauseck; Barketlyndüecher und Wulldeckene» sorgen für die nötige Wärme. In der Stube steht ein «Diwan», oder ist's am Ende schon eine «Gautsch»? Kein «Staiöl» und kein «Betrollium» wird mehr verbrannt, nein, der «Strom» bringt Licht bis in die entfernteste Ecke des Hauses. Die Hängelampe trauert auf dem Estrich über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach. Bald wird sie mit anderem «Grümpel» irgendwo auf einem Schutthaufen landen. Das «Aempeli» ist ihr schon vorangegangen, auch «Rätsche, Hächle» und Spinnräder sind zerschlagen, das «Buche» ist verschwunden mitsamt dem «Rolli» und dem «Bockte». Mit diesen beiden konnte man eine Woche lang feuern. Dafür hat man heute «Wösch», und im «Wäschhus» prangt eine moderne «Wäschmaschine». In der Küche verschwand das «Wasserständli», mit der «Gatze». Wasser fliesst jetzt kalt und warm, wie man will, aus dem «Boiler». Statt der alten Aschenlauge verwendet man «Persil, Wäschpulver, Saipfi oder scho Saifi», und statt an der «Handlumpe» wischt man die Hände am «Handtuch», die Nase am «Nastuech» und nicht mehr an «der Naselumpe» oder «Schnuderlumpe» ab. Und wo ist das «Zyt» mit dem «Zythüsli»? Beide sind längst fort und durch einen «Regelatör» ersetzt, der mit seinem raschen Ticken viel besser der modernen Zeit und ihrem Tempo entspricht.

So liesse sich noch vieles aufzählen, das durch Neues verdrängt wurde. Es soll aber am Gesagten genug sein. Es gibt Dir, lieber Leser, ein kleines Bild von einst und jetzt, und zugleich weisst Du nun auch, wo ich mein «Baselbieterdütsch» gelernt habe. Eben in der Heimat, unter schlichten Baselbietern, und darum ist es mir auch lieb geblieben wie diese. Ich habe später viele andere Mundarten gehört und bei jeder das Schöne geschätzt und geachtet. Nie wäre es mir in den Sinn

gekommen, den Basler oder Zürcher oder Berner ob seinen Eigenheiten zu belächeln; ich habe aber auch mich wohl gehütet, rasch wie sie zu reden und meine Heimat zu leugnen.

Als ich nach den sechs ersten Schuljahren den Schritt in die grosse Welt, d. h. an die Bezirksschule Böckten unternahm, traf ich auch mit Knaben aus Sissach und Gelterkinden zusammen. Da merkte ich bald, dass diese ein anderes Deutsch redeten als wir, die wir von «den Bergen herunterkamen». Wir wurden drastisch auf unsere Rückständigkeit aufmerksam gemacht, indem wir noch «Pfäschter» oder «raiche» statt «Fänschter» und «hole» sagten. Noch deutlicher wurde mir «mys Baselbieterdütsch» in Basel, indem ich im Gymnasium auf dem Münsterplatz neben etwa 15 «Baslerböppi» als einziger Baselbieter in der Klasse sass. Doch imponierte mir mächtig, dass man mich nach meiner Fasson selig werden liess und dass ein Lehrer uns sogar noch auf die Schönheiten meiner Mundart hinwies und es fast bedauerte, dass ich schon «Frau Pfarrer» und «Frau Dokter» statt «Pfarerne» und «Dokterne» sagte. So behielt ich meine Muttersprache und fand auch gar keinen Grund, sie aufzugeben, ganz abgesehen davon, dass mir zu Hause immer ans Herz gelegt wurde, ich sollte den Eltern die Schande und den Schmerz nicht antun, anders zu reden, als sie es mich gelehrt hätten.

Seitdem ich nun in einer Gegend lebe, die wirtschaftlich anders orientiert ist als diejenige, in der ich meine Knabenjahre verbrachte, konnte ich immer mehr feststellen, dass auch in nahegelegenen Gegenden starke Mundartverschiedenheiten bestehen, je nachdem die Beschäftigung eine verschiedene ist. Während hier in Waldenburg jedermann von Rhabillage, Pivotage, Remontage, Réglage, Finissage, Terminage, Coupage, Taillage, Achevage, Tournevis, Bruxelles, Tige, Cadran, Kaliber, Stein und Pignon u. s. w. redet und hört, weiss man in meiner Heimat davon rein nichts, so wenig, wie Waldenburger Knaben und Mädchen etwas von «Gaize, Grändel, Rieschtere, Wägese oder Chriegschyt» verstehen. Dafür kennen sie umso besser das Auto oder Fachausdrücke aus der Welt des Sportes und der Schlager. Das ist aber schliesslich heute überall so, sogar im hintersten Krachen.

Aber auch abgesehen von dem allem, weist eine Mundart immer wieder Unterschiede auf, nicht nur von Ort zu Ort, von Stand zu Stand, sondern auch von Zeit zu Zeit. Die Sprechart zweier auseinanderliegender Zeiten ist nie gleich. Es wäre ja sonst die Sprache keine lebende, sondern eine tote. Es tauchen nicht nur durch die veränderte Lebensweise neue Ausdrücke auf, wie gezeigt wurde, sondern jedes Kind, das seine Muttersprache lernt, spricht sie nicht ganz gleich wie die Lehrenden. Auf diese Art entstehen leise Unterschiede zwischen den einzelnen Generationen, und die durch den Generationenwechsel verursachte Wandlung zerstört die Einheit der Sprache oft schon in der Familie oder Gemeinde. Daher rührt dann der Jammer über die Verschlechterung der Volkssprache. So äusserte sich ein Basler 1896: «Die Jahrhunderte hindurch mit wunderbarer Zähigkeit festgehaltene Unterscheidung zwee, zwo, zwei ist fast in Vergessenheit geraten. Unsere jungen Leute gehen nicht an Baal, sondern an Ball, der Vater benützte noch die «Handzwehele», der Sohn das Handtuch, Witwer und Witwe kommen neben Witlig und Witfrau auf.

Aetti und Nänni sagt auch das Landvolk nicht mehr. In Binningen und Birsfelden wird numme durch nur ersetzt».

Eine weitere Ursache der Mundartwandlung ist die schriftdeutsche Sprache, die das Kind in der Schule lernt. Da hört es für zwee, zwo, zweu: zwei, für drü oder drei: drei (sprich drai), für feuf: fünf, für nün: neun, für neume: irgendwo, für neumenane: irgendwohin u. s. w. Verstösst es dagegen, so wird es ihm als Fehler angerechnet. Dadurch entwickelt sich beim Kind die Vorstellung: Mundart ist falsch, Schriftsprache richtig, und so fallen dieser immer mehr Mundartwörter zum Opfer. Aber die grösste Gefahr droht der Muttersprache, wenn sie von Leuten gebraucht wird, die ihre einfache, schlichte, ungekünstelte Art nicht kennen und Schriftdeutsch einfach in Mundart «übersetzen». Das ist der Fall bei Volksversammlungen, Sitzungen. Dabei kann man etwa folgendes hören: «Wünscht jemand en Abänderung in der Reihefolg der Traktande? Wenn nit, so folgt als erschtes Traktandum die Verläsung des Protokolls letschter Sitzung.» — «Si hai die Darlegunge ghört.» — «I möcht mi Andrag begründe, indem i no byfüege.» — «Irgendetwas mues goh» u. s. w. Dies ist Verschlechterung, ja sogar Misshandlung der Volkssprache und sollte bestraft werden können. Leider machen sich dieses Vergehens im Baselbiet Vertreter aller Stände schuldig und dünken sich noch sehr klug dabei.

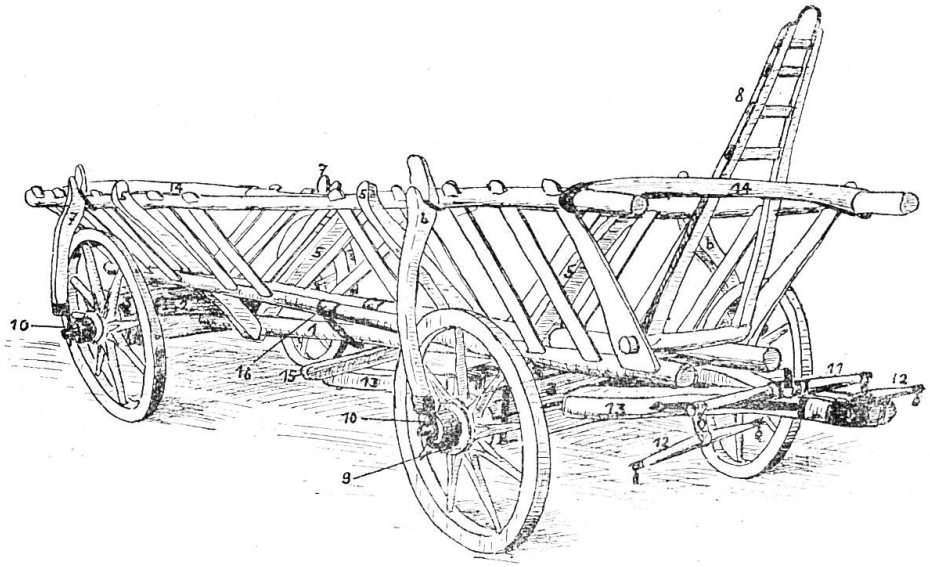
Da, lieber Leser, hast Du einige Gedanken über «Mys Baselbieterdütsch», die ich natürlich ebenso gut in der Mundart hätte geben können. Aber da es eine bekannte Tatsache ist, dass viele Leute heute Mundart lieber reden als lesen, habe ich mich zur Schriftsprache entschlossen; aber ich möchte Dich gerne noch mit einigen Vertretern des Wortschatzes bekannt machen, wie er sich in meiner Oberbaselbieter Gemeinde mit Ackerbau darbietet oder darbot; denn auch hier hat sich in den letzten Jahren einiges geändert. Dann möchte ich nochmals durch das Wohnhaus gehen und bald da, bald dort einen Seitenblick tun und sehen, was noch da ist und was verschwand. Schliesslich bleibt uns übrig, nach Wörtern Umschau zu halten, die der Schriftsprache und der modernen Zeit zum Opfer gefallen sind oder im Begriffe stehen, es zu tun; aber überall bedenke, dass nur eine Auswahl gegeben werden kann. Wenn Du mehr willst, so greif zu G. A. Seiler: Die Basler Mundart, Basel 1879, oder zu Traugott Meyers Werken. Lies auch die Idyllen Breitensteins, vor allem «S'Vreneli us der Bluemmatt».

Bestellung des Ackers: achere, z'acher fahre, Fure, Furfelli: füehre, fahre, e Chehr = 2 Furchen, e John = Streifen Acker oder Wiese, Struchrai = nicht richtig umgelegtes Stück einer Furche, Anthaupt = Streifen am Ende eines Ackers, der nicht wie der übrige gepflügt werden kann, Art = gepflügtes Land, struche = oberflächlich pflügen, Schräpfpflueg = besonderer Pflug zum «Schräpfe», Eggte, ege, saje.

Ernte: Aern, Frucht = Getreide, Waisse, Waize, Chorn, Rogge, Haber, Aemmer, Aicher.
Sägese: Warb, Heuchli = Handhabe an der Sense, Hamme = Ansatz an der Sense, der am Worb befestigt wird, Gschirli = Vor-

richtung an der Sense zum Mähen von Getreide. Es legte das Getreide an «Zatte».
Garbe, Hüfli, adräge, Band legge, y-chneue, Strauband, Holzband, Garbeband, Garbechnebel = gedrechseltes Holz zum Binden der Garben.
Lade, uegeh, Schossgable = zweizinkige starke Gabel zum Laden, Legi, Aetter = zwei Reihen (Legene) Garben auf dem Wagen, Bimpaum-sail, -lätsch.

Pflug: Pflueg, Arten: Aargauer, Schopfheimer, Flügelpflueg, Sälbschthalter, Schräpfpflueg, Härdöpfelpflueg.
Teile: Grändel = Grindel, Pflugbaum; Gaize = Sterz, Säch = Messer, Rieschtere = Streichbrett, das die Furchen wendet; Haupt = Sohle, Wägese = Schar. Weitere Zubehörde: Pfluegsgschirli = Wagen vor dem Pflug, Pfluegsdraibe: Vorrichtung zum Transport des Pfluges zum und vom Acker, Chriegschyt = besondere Wage, an Pflügen, Eggen und bei Vorspann gebraucht.



Leiterwagen: Vorder- und Hinderwage, uf- und abmache. Teile: s. Zeichnung: 1. Landwid, 2. Grätte, 3. Griesbrätt, 4. Schemel, 5. Leuse: hält die Leiter, Laitere, von innen, Stocklüchse: 6. vorderi, 7. hinderi; stützt die Leiter von der Achse aus, 8. Gschtütz: wird beim Laden aufgestellt, 9. Nabe, 10. Lone, Lung, 11. Wog, 12. Simpängel, 13. Diechslenarm, 14. Speerschyt, 15. Ränkschyt, 16. Bruech: Kette, welche die Leitern und den Wagen zusammenhält.

Wohnhaus: Stube und Nebenstuben: Bode, Däfel, Dabeete, Pfäschter, Läuferli, Sinze, Chrüzstock, Umhängli, Chouscht, underi und oberi, Chouschtschäftli, Zündhölzlistai, Chouschtstüeli, Ofe, Ofestängeli (zum Trocknen der Wäsche), Staiseckli, Gütschli = Kinderbett, das etwa unter den Ofen geschoben wurde, Zythüsli, Zyt, Sekkerdär, Lampe, Lampeschirm, -glas, -doche, Wätterglas, Dafele = Bilder; uff d'Stöhr goh, z'Liecht goh, z'Stubete goh. Chammere, Schnitzdrog, Bett, Strausack, Madratze, Zieche = Aazug, Chöltsch = kölnisches Zeug, farbiger Stoff für Anzüge, Lylache, Lynduech, Chüssi-zieche = Kissen-anzug.

Küche: Chuchi, Füröfeli, Fürschtet = Feuerherd, Zwüschenofe, Aescheloch, Buchofe, Buchchessi, Buchbockte, Buchi mache, Aeschelauge, Rolli = fassähnliches Gerät, das mit Wäsche und Lauge gefüllt und gedreht wurde;
Chemischos, Chuchichäschterli, Schaft, Mürsel = Mörser, Aempeli = kleine Lampe mit offenem Licht; Wasserständli, Gatze = Wasserschöpfer, Wasserstai, Harnischplätz = Lappen aus Drahtringen zum Putzen der Pfannen u. s. w.

Bache: Muelte, Mueltschare, Hebi, 's Zaiche, Schärmütschli, Schärchueche, Waje, habe, chnätte, yschiesse, Schüssel = Schaufel zum Einschiessen, Vorfür = Feuer vorne im Ofen, das das Innere des Ofens erleuchtet, damit man die Laibe sieht.

Opfer der Schriftsprache oder der neuen Zeit.

Alt	Neu	Alt	Neu
Aegerschtenaug	Hüeneraug	Maje	Struuss, Buggee
Anke	Butter	Mannevolch	Ma, Manne, Heer, Heere
Ankeschärete	(selten)		
Aeckte	Näck(t)e	Wybervolch	Frau, Fraue
Augsbräme	Augsbraue	Mutz	Chittel
Abrelle	Abrill(e)	Nascht	Ascht
Hornig	Februar	Naselumpe	Nasduech
Brochmonet	Juni	Ops	Opscht
Heumonet	Juli	Pfäschter	Fänschter
Herbschtmonet	Septämber	Pfnüsel	Schnuppe(r), Schnupfe
Wymonet	Oktober		
Wintermonet	Novämber	Rinde(r)storch	Staar
Chrischtmonet	Dezämber	Ryssblei	Bleistift
Aetti	Vatti, Bappa	Ruun	Nydle
Bäsi	Dante	Schlegel, Guttere	Fläsche
Vetter	Unggle		
Barebly, Sunnebarebly!	Schirm	Schmutz	Fett
	Sunneschirm	Schuelmaischter	Lehrer
Bänsel	Binsel	Seechter, seechte	Sieb(li), siebe
Binetsch	Spinat	Sinze	Simse, Gsims
Blättli	Dasse Schüsseli	Solz	Salz
		Umhängli	Vorhängli, Vorhäng
Brotis	Brote		
Brutfueter	Usschtür	Umpaisse	Amaisse
Chäschterli	Chänschterli	Underschaid	Underschid, Gränze
Chnab	Junggsell		
Chouscht	Chunscht	Vergouscht	Vergunscht, Missgunscht
Chöltsch	(ungebr.)		
Chumber, vergl. Zimbermaa	Chummer, Zimmermaa	Volch	Volk
		Wase	Rase
Chüebupne	Herbschtzytlose	Wurze	Wurzle
Doche, Düpfi	(ungebr.) übertragen für dummer Mensch	Zieche	Aazug
		allewyl	immer
		blätze	flicke
Dotebaum	Sarg	chausch	chasch, channsch
Dreem	Balke		
Drumbe	Drummle	chlänke	vorlüte (vor dem Zusammenläuten)
Duft	Rauryf!		
Durn	Durm	cholt	chalt
Füröfeli und Fürschtet	Fürhärd, Härd	z'dratz	z'drotz
		ebig	ewig
Fürdech	Schurz	erpligi Chranked	asteckendi Chranked
Gäldseckel	Bortmonee		

Alt	Neu	Alt	Neu
Glarböckli	Bangsee (Pensée)	feerm	fescht, stark, düchtig
Gob	Gschänk		
Granitzler	Husierer	feuf	fümf
Hamperch	Handwärch	gheie	falle
Handlumpe	Handtuech	gine	gäne
Holz	Holz, aber auch Wold, Wald	helser	haiser
		hindeno	nohär
Hungg	Honig	iënemol	hie und do
Ille	Lilie	mende	maine
Ygmachts	Gumfitüre	mehrscht	maischt
Ykochts		raiche	hole
Jips	Gips	sältsch	dört
Junte	Rock	staggle	stottere
Läuferli, oder	Flügeli,	sufer	suber
Läufterli	Fänschterflügeli	verzeise, Zeis	verzinse, Zins
Lych,	Biärdigung, an	waidli(g),	gschwind,
z'Lych goh	d'Biärdigung goh	gschwind	schnäll
Lylache	Lynduech	zäntumme	überal, an alle-n-Orte
		zäuftig	zümftig, düchtig

Am 8. Februar 1938 starb Pfarrer D. K. Gauss, der Verfasser der nachfolgenden Baugeschichte der basellandschaftlichen Kirchen, im Alter von fast 71 Jahren. Wir bedauern, dass der verehrte Verstorbene die Veröffentlichung der genannten Arbeit, die sich noch auf mehrere Jahre erstrecken wird, nicht mehr erleben konnte. Auch an dieser Stelle möchten wir ihm für sein vorbildliches und erfolgreiches Wirken als Geschichtsforscher unserer Heimat und für seine Sympathie, die er den «Baselbieter Heimatblättern» je und je entgegengebracht hat, herzlich danken. R. I. P.

Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. (Fortsetzung)

Von † Pfr. D. K. Gauss, Liestal.

St. Margarethen, Binningen.

So weit Urkunden zurückreichen, war die Kirche von Binningen der hl. Margaretha geweiht. Und doch ist zu vermuten, dass sie nicht die erste Patronin der Kirche gewesen ist. Der Hügel von St. Margarethen, auf dem die Kirche steht, sieht ganz darnach aus, als ob hier schon ein heidnischer Kultort gestanden und das christliche Gotteshaus sich siegreich an seine Stelle gesetzt habe. Bodenfunde aus vorrömischer und römischer Zeit in nächster Nähe des Hügels sprechen für diese Vermutung. [1]) Dass das Gotteshaus sehr alt ist, ergibt sich aus der Tatsache, dass die Kirche Patronatskirche und darum früher Eigenkirche gewesen ist. Als im Jahre 1615 der früher veräusserte Chor durch Schenkung wieder an die Kirche kam, sahen sich die Pfleger auf Burg veranlasst, den Keller unter dem Chor wölben zu lassen, wodurch er etwas kleiner wurde, als er zuvor gewesen war. Daraus